

Aufstieg und Fall der großen Begriffe. Narrative konzeptionellen Wandels

Michel Dormal

1. Einleitung: Geschichten über Begriffe

Grundbegriffe werden in der Politikwissenschaft meist entlang einzelner Theorien diskutiert, die konkurrierende Angebote machen, wie man sie inhaltlich verstehen sollte. Von derartigen Kontroversen soll im Folgenden ein Schritt zurückgetreten werden. Stattdessen möchte ich diskutieren, auf welche Weise verschiedenste Theorien grundsätzlich den *Wandel* von politischen Grundbegriffen konzipieren. Es soll dabei nicht um jene hochspezialisierten methodischen Ansätze der Ideengeschichte im engeren Sinne gehen, für die schlagwortartig etwa die Cambridge School, die deutsche Begriffsgeschichte oder die kritische, von Foucault inspirierte Genealogie stehen (Eberl und Marciniak 2011; Huhnholz 2015). Vielmehr werden einschlägige Figuren des Begriffswandels bei einigen modernen Klassikern der Politischen Theorie, wie etwa Theodor W. Adorno, Hannah Arendt oder Friedrich A. Hayek, gemustert. Alle diese Autoren und Autorinnen pflegen, und das oft an zentraler Stelle, implizite oder explizite Annahmen darüber, wo Begriffe herkommen, wie sie sich verändern und wann man sie aufgeben muss. Diese Einsicht ist an sich nicht neu. So hat etwa Hans-Jörg Sigwart entsprechende Annahmen unter anderem bei Karl Marx, John Stuart Mill oder Max Weber diskutiert (Sigwart 2016). Allerdings gilt sein Interesse dabei vor allem der direkten Nutzbarmachung dieser Anregungen für kritische wirkungsgeschichtliche Analysen. Im Unterschied dazu geht es im Folgenden eher um Betrachtungen zweiter Ordnung, die verschiedene Verständnisse von Begriffswandel als Aspekte charakteristischer, theorieübergreifender Denkstile zu erschließen versuchen.¹

Dieses Unterfangen ist lose inspiriert von der berühmten Untersuchung unterschiedlicher Erzählstrategien in der Geschichtswissenschaft, die Hay-

1 Damit verfolgt der Beitrag einen Weg, der spiegelbildlich verläuft zum Versuch, ein spezielles Verständnis von Begriffswandel zu einem allgemeinen „Stil“ Politischen Denkens zu erweitern (vgl. etwa Palonen 2002). Für einige Überlegungen, die in eine ähnliche Richtung gehen, vgl. auch Trimçec (2018), die mit dem „Anachronismus“

den White in seinem 1973 erstmals erschienenen Buch „Metahistory“ vorlegte. Am Anfang jeder Geschichtsschreibung steht demnach die Chronik, sprich die Aufbereitung der historischen Elemente in einer zeitlichen Reihenfolge. Sie wird in eine „Fabel“ umgewandelt, indem ihre Ereignisse als Bestandteile eines Schauspiels organisiert werden, „in dem man klar einen Anfang, eine Mitte und einen Schluß glaubt unterscheiden zu können“ (White 2015: 19). Drittens verleiht der Historiker oder die Historikerin der Fabel sodann durch „narrative Modellierung“ eine bestimmte Handlungsstruktur und Bedeutung (White 2015: 21). Weiter unterscheidet White zusätzlich noch verschiedene Modi der formalen Folgerung, der ideologischen Implikation sowie unterschiedliche sprachliche Tropen, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden soll. Es ist vor allem die mittlere Ebene spezifischer narrativer Modellierungen, die im Folgenden in loser Übertragung für die Politische Theorie fruchtbar gemacht werden soll. White unterscheidet dabei vier Grundformen der historiographischen Erzählung: Romanze, Tragödie, Komödie und Satire (White 2015: 22). Die Romanze erzähle eine Selbstfindungs- und Erlösungsgeschichte vom Triumph des Menschen über die Welt, die Satire als Gegenstück dazu präsentiere ein Drama der Unzulänglichkeit des in einer feindlichen Welt gefangenen Menschen. Komödien und Tragödien deuten, so White, ihrerseits partielle, zeitweilige Versöhnungen an; im ersten Fall unter optimistischen und im zweiten unter eher düsteren, resignativen Vorzeichen (White 2015: 23). Diese Typologie lässt sich auf unser Thema zwar nicht ohne Weiteres übertragen, denn zwischen die handelnden Menschen und die Welt tritt hier die zusätzliche, vermittelnde Ebene der Begriffe. Aber im Rahmen entsprechender Annahmen über die Natur dieser Dreiecksbeziehung folgen auch die Geschichten, die uns Politische Theorien erzählen, dann gewissen narrativen Grundfiguren, die charakteristische Denkstile über Begriffswandel prägen.

In einem ersten, keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebenden Zugriff lassen sich, so die These, mindestens drei Grundfiguren unterscheiden: das Veralten der Begriffe, der Traditionsabbruch und das Survival of the Fittest. In den Abschnitten zwei bis vier werden sie jeweils näher charakterisiert und anhand ausgewählter Beispiele veranschaulicht. In Abschnitt fünf skizziere ich kurz einige weitere mögliche, aber speziellere Figuren von Begriffswandel. Abschließend wird in Abschnitt sechs diskutiert,

ebenfalls einen spezifischen Stil politischen Denkens thematisiert, der sich über charakteristische Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart organisiert.

was mit diesem experimentellen Versuch, solche Grundmuster des – nicht zuletzt: eigenen – Theoretisierens kritisch zu reflektieren, für die Politische Theorie eigentlich gewonnen sein könnte.

2. Das Veralten der Begriffe

Die erste Erzählfigur organisiert sich um die Differenz von Begriff und Verweisungszusammenhang. Ein politischer Begriff bewohnt demnach einen von ihm unabhängigen, zumeist historisch konkretisierten Hintergrund, innerhalb dessen er zeitweilig Sinn gewinnt. Wie dieser Hintergrund im Einzelnen gefasst wird, also etwa soziologisch (als Gesellschaftsstruktur), ökonomisch (als Produktionsweise), kulturell (als Geist oder Lebenswelt einer Epoche) ist an dieser Stelle zunächst nachrangig. Entscheidend ist: Verschiebt sich dieser Hintergrund, so lebt der Begriff zwar fort, aber er wird dabei zu einer Art anachronistischer Fassade oder Blende, deren Sinn nun nicht nur verblasst, sondern bisweilen sogar regelrecht irreführend und schädlich wird.

Eine der schönsten Formulierungen hierfür hat Carl Schmitt gefunden, als er in einem berühmten Satz meinte, die Selbstbeschreibungen des Parlamentarismus wirkten im 20. Jahrhundert „peinlich, als hätte jemand die Heizkörper einer modernen Zentralheizung mit roten Flammen angemalt, um die Illusion eines lodernnden Feuers hervorzurufen“ (Schmitt 1969: 10). Schmitts These ist hinlänglich bekannt: Die geistige Grundlage des Parlamentarismus sei das Prinzip der Diskussion, dieses aber sei geschichtlich an eine bestimmte Epoche gebunden gewesen, in der der Liberalismus die zwanglose Koordination der vielen erfolgreich gegen die Fürstenmacht in Stellung brachte.² Aus dieser Stoßrichtung habe der Parlamentarismus einst seinen Sinn bezogen. Im 20. Jahrhundert sei diese ursprüngliche tragende Grundlage durch den wachsenden Einfluss der Parteien und Verbände hingegen zur „leeren und nichtigen Formalität“ verkommen (Schmitt 1969: 63). Davon mag man in der Sache halten, was man will.³ Worauf es mir hier ankommt ist, dass der Parlamentarismus in dieser Geschichte als eine Art begrifflicher Zombie weiterleben gelassen wird. Man führt, so das Bild,

2 Zu Schmitts spezifischer Variante der Begriffssoziologie findet sich Näheres bei Mehring (2006) sowie Egner (2013).

3 Zur kritischen inhaltlichen Einordnung dieser Spielart der Parlamentarismuskritik vgl. Linden (2011).

das Wort im Mund und täuscht damit darüber hinweg, dass das, was der Begriff meint, längst innerlich eigentlich abgestorben ist.

Diese Figur finden wir in ganz ähnlicher Weise dann auch in der Kritischen Theorie. So überschreibt Adorno einen Aphorismus in den *Minima Moralia* mit „Le bourgeois revenant“, wobei „revenant“ nicht nur wörtlich bedeutet: zurückkehrend, sondern im übertragenen Sinne eben auch: untot, gespenstisch. In diesem Aphorismus ist über das liberale Bild des Bürgers zu lesen: „während die bürgerlichen Existenzformen verbissen konserviert werden, ist ihre ökonomische Voraussetzung entfallen“ (Adorno 2003: 37). Entfallen seien die Voraussetzungen, so die nur angedeutete und in anderen Schriften der Frankfurter näher ausgeführte Analyse, da der Kapitalismus das liberale Stadium der Privatkonkurrenz hinter sich gelassen und in jenes der organisierten direkten Verfügungsgewalt übergegangen sei. „Der Liberalismus ist nicht wieder einzurichten“ hatte kurz zuvor etwa Max Horkheimer befunden – an seine Stelle träten „die Generäle der Industrie, des Heeres und der Verwaltung, die sich verständigen und die Neuordnung in die Hand nehmen“ (Horkheimer 1939: 121). Kontrafaktisch würden die Menschen gleichwohl am Selbstverständnis als Bürger festhalten. Ingeheim ahne man wohl, dass dieses sich überlebt habe. Doch statt sich das einzugestehen, werde das Unbehagen in Aggression nach Außen kanalisiert: „Die Bürger haben ihre Naivetät [sic] verloren und sind darüber ganz verstockt und böse geworden“ (Adorno 2003: 37). In der Folge werde, so die Diagnose, der gesamte Begriffskreis im Kern korrumpiert: „Was immer am Bürgerlichen einmal gut und anständig war, Unabhängigkeit, Beharrlichkeit, Vorausdenken, Umsicht, ist verdorben bis ins Innerste“ (Adorno 2003: 37). Weil etwa Selbstständigkeit und Eigenverantwortung faktisch unmöglich seien, bleibe davon nur die destruktive Schwundform der blinden Verteidigung des Eigenen gegen die Fremden. „Die Bürger“, so Adornos Pointe, „leben fort wie Unheil drohende Gespenster“ (Adorno 2003: 37).

Veraltete Begriffe leben in solchen Geschichten fort wie angemalte, leere Kulissen oder Gespenster, die sich ihr eigenes Ableben nicht eingestehen möchten. Speziell das Gespenstermotiv besitzt dabei zahlreiche Vorläufer. Der „Geist“ des Kapitalismus war schon bei Max Weber (2011: 201) zugleich das „Gespenst“ einer ursprünglich religiösen Lebensführung. Und auch bei Marx (1960: 115) ist an berühmter Stelle anschaulich von den „weltgeschichtlichen Totenbeschwörungen“ in der politischen Sprache die Rede (vgl. zu beidem näher Sigwart 2016: 1117ff.). Mit dem Anschluss an derartige

Metaphern ergeben sich nun auch weitergehende begrifflich-theoretische Implikationen. Denn solche entkernten Begriffe haben, so die Suggestion, ihr normatives Potenzial auch weitgehend erschöpft. Wo die „bisherige Grundlage entfällt“, so Schmitt, könne man eben nicht „nachträglich beliebige andere Prinzipien unterschieben“ (Schmitt 1969: 7). Der falsche Schein der Gespensterbegriffe sei vielmehr schonungslos zu zerreißen und damit begrifflich Platz für Neues zu schaffen.⁴ Dieser Gestus prägt Schmitts Parlamentarismusbuch und über weite Strecken scheint Adorno ebenfalls diesem Motiv zu folgen, wenn er auch anders als Schmitt das Neue nicht affirmativ fasst, sondern mit einem Bilderverbot belegt und auch das begriffliche Denken selbst nochmal wesentlich grundsätzlicher problematisiert. In Hayden Whites Kategorien des Emplotment könnte man sagen, dass der junge Schmitt die Geschichte eher als Komödie erzählt, bei der zur Befreiung von den Gespensterbegriffen nur ein beherzter politischer Hieb fehlt, während Adorno einen tragischen Akzent setzt. Es soll damit in keiner Weise suggeriert werden, dass beide Autoren ansonsten politisch ähnliche Dinge wollen oder in der Substanz ihrer Theorie eng beieinander wären. Zwar gibt es auch diese These, aber die Differenzen sind dann doch wesentlich.⁵ So zeigt das Beispiel meines Erachtens vielmehr, dass gerade ansonsten ganz verschiedene und in ihren normativen Absichten und Idealen auch sehr gegensätzliche Theorien durchaus einzelne narrative Figuren gemeinsam haben können.

3. Der Traditionsabbruch

Eine zweite Figur stellt der Traditionsabbruch dar. Auf den ersten Blick scheint sie der ersten sehr ähnlich. Auch in dieser Erzählung steht meist eine Krisen- und Verlustgeschichte im Mittelpunkt. Bei näherem Hinsehen funktioniert die Geschichte jedoch ganz anders. So beginnt beispielsweise Alasdair MacIntyre in „After Virtue“ mit dem folgenden Gedankenexperiment: Man stelle sich vor, eine Serie von Katastrophen erschüttere die Naturwissenschaften, alle Laboratorien und Bücher würden verbrannt, die Forscher sämtlich getötet. Später Generationen, die versuchen, die

4 In kritischer Auseinandersetzung mit Marx hat hingegen Derrida (2004) später das Gespenst als Figur, die den Dualismus von Anwesenheit und Abwesenheit unterläuft, dann wieder eher positiv konnotiert.

5 Solche Nähe hat prominent Kennedy (1987) behauptet. Die These wurde unter anderem von Söllner (1987) zurückgewiesen.

Naturwissenschaft wiederzubeleben, verfügen nur über einige verstreute archäologische Funde, einzelne Instrumente, deren Verwendungsweise nicht bekannt sei, oder einzelne herausgerissene Seiten aus zerstörten Büchern. In einer solchen Welt würden die alten Begriffe der Naturwissenschaft vielleicht eines Tages wieder genutzt, aber willkürlich, ohne ihre volle Bedeutung zu kennen: „In such a culture men would use expressions such as ‚neutrino‘, ‚mass‘, ‚specific gravity, ‚atomic weight‘ in [...] ways which would resemble in lesser or greater degrees the ways in which such expressions had been used in earlier times [...]. But many of the beliefs presupposed by the use of these expressions would have been lost“ (MacIntyre 2007: 2). Die Pointe des Gedankenexperiments ist natürlich, dass es in Wahrheit unsere moralischen Begriffe sein sollen, die sich heute angeblich in genau diesem Zustand befänden: „in the actual world which we inhabit the language of morality is in the same state of grave disorder as the language of natural science“ (MacIntyre 2007: 2).

Worum es hier geht, ist also der *Überlieferungszusammenhang* der Begriffe. Bestimmte Begriffe sind demnach nicht so sehr objektiv veraltet, als vielmehr durch katastrophale Störungen von jenen konkreten Erfahrungen abgeschnitten, in denen sich ihr voller Sinn erschließt. Dieser Sinn wurde, so geht die Erzählung, zu irgendeinem Zeitpunkt in der Geschichte erschlossen und artikuliert. Durch gemeinsame Praktiken wurde er dann innerhalb eines bestimmten Kreises von Menschen weitergereicht und aktualisiert. An irgendeinem Punkt lassen die Erzählungen diese Überlieferungskette dann abreißen; von diesem Moment an würden die Begriffe zunehmend unverständlich oder gingen ganz verloren.

MacIntyre verortet die Ursache dieses Abrisses der Tradition – in seinem Fall handelt es sich um die Tradition der Tugenden – im ethischen Subjektivismus der Aufklärung. Eine ganz ähnliche narrative Figur mit inhaltlich aber völlig anderer Stoßrichtung finden wir hingegen 1944 bei Friedrich A. Hayek. Er beschreibt seinerseits gerade das individualistische Freiheitsverständnis als „the abandoned road“ des politischen Denkens, die durch kollektivistische Projekte verdrängt worden sei (Hayek 2007: 65). Zugespißt spricht er von einem „complete reversal“ und „entire abandonment of the individualist tradition which has created Western civilization“ (Hayek 2007: 73). Wie MacIntyre sieht auch Hayek, dass die alten Begriffe zwar weiterbenutzt werden, ihr Sinn aber nunmehr unverständlich wird: „‚Freedom‘ and ‚Liberty‘ are now words [...] that one must hesitate to employ“ (Hayek 2007: 68). Die Ursachen dieses Bruchs verortet Hayek einerseits im schädlichen Einfluss Deutschlands und im irrigen Transfer

technischer, ingenieurmäßiger Denkweisen auf gesellschaftliche Fragen, andererseits aber auch im teils selbstverschuldeten Fehlen einer resilienten Überlieferung. Zu lange hätten Liberale darauf vertraut, dass bloßes Laissez-Faire das individualistische Freiheitsverständnis hinreichend bewahre. In der Folge sei der Liberalismus fälschlich als ein bloßes „negative‘ creed“ missverstanden worden (Hayek 2007: 73).

Ein drittes Beispiel für das Narrativ des Traditionsabbruchs finden wir bei Hannah Arendt. In der englischen Ausgabe von „On Revolution“ lässt bereits der Titel des letzten Kapitels entsprechende Assoziationen anklingen: „The Revolutionary Tradition and Its Lost Treasure“ (Arendt 1991: 215). Dieser Schatz, der verloren ging, war in Arendts Augen bekanntlich das volle, in der amerikanischen Revolution entdeckte Verständnis von Freiheit als öffentlichem Handeln.⁶ Verloren aber ging dieser Schatz ihrer Erzählung zufolge in erster Linie deswegen, weil keine Institutionen geschaffen wurden, in denen diese Freiheit in vollem Umfange erfahren und aktualisiert werden konnte. In der Folge habe sich ein regelrechter „Gedächtnisschwund“ ausgebreitet (Arendt 2011: 279), mithin eine grundlegende „Unfähigkeit, den Geist der Revolution begrifflich zu erfassen und zu artikulieren“ (Arendt 2011: 298). Das vom Begriff ursprünglich Erfasste sei so nach und nach aus der Sprache und damit aus dem politischen Vorstellungshorizont verschwunden. Denn die „Erfahrungen selbst und sogar die Geschichten, die aus dem Zusammenhandeln der Menschen [...] entstehen, fallen der gleichen Vergänglichkeit anheim, die das Schicksal des lebendigen Worts und der lebendigen Tat ist, es sei denn, sie werden wieder und wieder besprochen“ (Arendt 2011: 283). Da diese Überlieferung abrisse, verarmte das politische Vokabular. So sei es schließlich zur begrifflichen „Verwechslung von privatem Wohlergehen und öffentlichem Glück“ gekommen und zur Verkürzung des Freiheitsbegriffs „von der öffentlichen Freiheit auf die bürgerlichen Freiheiten“ (Arendt 2011: 164/174).

Sei es aufgrund externer Katastrophen oder interner Schwäche: In allen drei Erzählungen steht am vorläufigen Endpunkt stets ein Zustand der Konfusion und des Gedächtnisverlusts. Dieses Verarmen, das häufig mit den Metaphern verlassener Pfade oder verlorener Schätze umschrieben wird, erscheint so zunächst als „Drama der Trennung“ (White 2015: 22), nämlich einer Trennung der Begriffe von ihrer Überlieferung. Diese Tren-

6 Zu Arendts Interpretation der amerikanischen Revolution vgl. ausführlich die Beiträge in Thaa/Probst (2003).

nung besitzt allerdings nicht dieselbe historische Folgerichtigkeit wie bei der zuvor besprochenen Figur des Veraltens. Wurde dort nämlich tendenziell unterstellt, dass man die untoten Begriff hinter sich lassen müsse, so bleiben die verschütteten und vergessenen Bedeutungen nunmehr zumindest teilweise brauchbar. Sie können geborgen und, wenn auch vielleicht nur in Teilen und nicht ohne Modifikationen, wiederbelebt und aktualisiert werden. Bei MacIntyre und Hayek, die erklärtermaßen an verschüttete Begriffskerne – der eine an die Tugend, der andere an die Freiheit – anknüpfen wollen, scheint das offensichtlich. Bei Arendt ist umstrittener, welchen Stellenwert ihre Tauchgänge in die „versunkene Stadt“ (Sternberger 1976) für ihr Denken haben.⁷ Insistiert sie doch, den Dichter René Char zitierend, dass unser Erbe uns „von keinem Testament hinterlassen wurde“ – um allerdings wenig später anzudeuten, dass, ginge man dem Wesen dieser Erbschaft nach, man auf die Erfahrungen der Polis und deren Überlieferungen stieße (Arendt 2011: 361f.). Dass auch Arendt sich von der Rekonstruktion der verschütteten Bedeutungsschichten des Freiheitsbegriffs zumindest eine wie auch immer geartete begriffliche Orientierung und Selbstvergewisserung verspricht, liegt also durchaus nahe. Mit einiger Plausibilität lässt sich daher sagen, dass sie ebenfalls praktiziert, was Friedrich Hayek (2007: 237) als Methode politischen Denkens empfiehlt: „reculer pour mieux sauter“, zurückgehen, um besser nach vorne springen zu können.

Wiederum liegen die einzelnen Autorinnen in ihrer inhaltlichen Stoßrichtung dabei mitunter weit auseinander. So könnten Arendts und Hayeks Freiheitsverständnisse im Einzelnen kaum unterschiedlicher sein. MacIntyres ethische Engführung der Politik dürfte wiederum den beiden anderen fremd sein. Erneut zeigt sich, dass bestimmte narrative Grundfiguren relativ unabhängig von konkreten Inhalten funktionieren können. Gleichwohl dürften alle drei genannten Autorinnen und Autoren sich einig sein, dass die rein intellektuelle Bergungsarbeit, die sie in sehr verschiedener Weise

7 Seyla Benhabib unterschied einst zwischen der „fragmentarischen“ und der „ursprungsorientierten“ Seite von Arendts Denken – „während der erste Ansatz den kreativen Bruch betont, aus dem Konfigurationen neuer Bedeutungen hervorgehen können, sieht der zweite Ansatz das Denken als eine Übung in Sicherung und Bergung“ (Benhabib 2006: III f.). Diese Gegenüberstellung wird seitdem kritisch debattiert. So versteht etwa Rieke Trimçev Arendt dahingehend, dass diese den Rückgang auf verschüttete Bedeutungskerne solange für produktiv und legitim erachte, wie dieses Vorgehen die Diskontinuitäten und Brüche der Überlieferung deutlich mache und nicht künstlich verdecke (Trimçev 2018: 84).

in ihren Schriften betreiben, immer nur der erste Schritt sein kann. Folgen müsste, in der einen oder anderen Form, eine Neubegründung einer praktischen Überlieferung, die den Sinn der Begriffe auch in der Wirklichkeit wieder erfahrbar macht, aktualisiert und bewahrt. MacIntyre prägte dafür am Ende seines Buches das anschauliche Bild eines neuen Sankt Benedikt, der, wie einst die Klöster, die gelebte Tradition in lokalen Gemeinschaften regeneriert und weitergibt und so den „ages of barbarism and darkness“ trotz (MacIntyre 2007: 305). Was als Satire begann, soll als Romanze vom Sieg „des Lichtes über die Finsternis“ (White 2015: 22) enden.

4. Das Survival of the Fittest

Das dritte Narrativ kann provokativ als Erzählung vom Survival of the Fittest beschrieben werden. Haben die beiden zuvor geschilderten Figuren vor allem eine kritische Verfallsgeschichte erzählt, so ist das in der dritten nicht von vornherein ausgemacht. Begriffswandel gilt hier in erster Linie als inkrementelle Anpassung an praktische Probleme und strukturelle Aporien. Diese Adaptation, die überwiegend nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum funktioniert, kann dabei mehr oder weniger gut glücken.

Ein solches, evolutionäres Verständnis von Begriffswandel finden wir beispielsweise im Pragmatismus John Deweys, in der Systemtheorie Niklas Luhmanns oder in jüngerer Zeit teilweise auch in der Demokratietheorie Pierre Rosanvillons. Letztere beschreibt eine lange Suchbewegung, für die der Begriff der „épreuve“ zentral ist, also der Prüfung im dreifachen Sinne einer Schwierigkeit, einer Examination und einer Probe.⁸ Im Zuge solcher Erprobungen werde fortlaufend versucht, bestimmte, den Grundbegriffen der Demokratie innewohnende Aporien durch Umdeutung, Verschiebung und Rationalisierung experimentell zu bearbeiten (vgl. dazu auch Dormal 2019). So habe etwa der Begriff der Repräsentation im 18. und 19. Jahrhundert zunächst zwischen den zwei entgegengesetzten Bedeutungen einer Darstellung des abstrakten, souveränen Volkes auf der einen Seite und der Abbildung konkreter, sozialer Identitäten auf der anderen Seite oszilliert, bis im frühen 20. Jahrhundert mit der Partei eine originäre Form gefunden worden sei, die beides zeitweilig zu verbinden vermochte (Rosanvallon

8 So heißt es etwa in Rosanvillons Antrittsvorlesung programmatisch, das Politische sei immer „unter den Bedingungen seiner praktischen *Erprobung*“ zu untersuchen (Rosanvallon 2011: 56, Hervorhebung im Original). In der französischen Originalfassung heißt es „mise à l'épreuve“ (Rosanvallon 2003: 30).

1998). Im 21. Jahrhundert gelinge diese Verbindung vor dem Hintergrund der Herausbildung einer „Gesellschaft der Singularitäten“ (Rosanvallon 2013: 309) allerdings immer weniger, was es wieder erforderlich mache, den Begriff der Repräsentation grundsätzlich zu weiten und neu zu erproben (etwa Rosanvallon 2015).

Auch Niklas Luhmann geht im neunten Kapitel von „Die Politik der Gesellschaft“ vom Begriff der Repräsentation aus, jedoch in einem anderen Sinne. Politische Grundbegriffe hätten sich, so seine Erzählung, in Europa entlang eines semantischen Dreischritts entwickelt, bei dem vom Begriff der „Repräsentation“ zu dem der „Souveränität“ und schließlich zu jenem der „Demokratie“ übergegangen worden sei (Luhmann 2000: 324). Der Repräsentationsbegriff verweist hier zunächst auf die mittelalterliche Einheitsrepräsentation: Ein Teil des Ganzen, traditionellerweise der Fürst, sollte zugleich das Ganze verkörpern. Die zunehmende Autonomisierung des politischen Systems habe diese auf stillschweigenden Unterstellungen einer natürlichen harmonischen Ordnung beruhende Semantik dann aber nach und nach an Plausibilität einbüßen lassen. Sie wurde, so Luhmann, abgelöst durch den modernen Entscheidungs- und Souveränitätsbegriff. Letzterer formte die alte Paradoxie von Teil und Ganzem um zur Paradoxie der „Einheit der Willkür“ (Luhmann 2000: 343). Doch die Willkür brachte als ihre andere Seite die Forderung nach Bindung hervor. Die Schwierigkeit, Bindung und Willkür zugleich zu denken, wurde, nachdem sie im Staatsrecht und Konstitutionalismus verschiedentlich bearbeitet und umgeformt wurde, schließlich aufgehoben im Begriff der Demokratie und damit der dritten Paradoxie, nämlich der Selbstbindung, dem „Sich-selbst-zugleich-Befehlen-und-Gehorchen“ (Luhmann 2000: 353). Durch diese „Resymmetrisierung der Asymmetrie“ erlaube es die Demokratie nun, „die alten Formen der Entparadoxierung aufzulösen“ (Luhmann 2000: 358).

Entscheidend sind hieran zwei Dinge. Erstens: Neue Begriffe tauchen demnach immer dann auf, wenn die alten an der Aufgabe scheitern, die Selbstbeschreibungen von Politik strukturell zu stabilisieren. Zweitens: Neue Begriffe ersetzen dabei in der Regel aber nur eine Paradoxie durch eine andere. Keineswegs ist es also zwangsläufig so, dass ein neues Begriffsverständnis wirklich ein Problem *löst* (wie das etwa Dewey unterstellte). Vielmehr können Begriffe in dieser Erzählung im Extremfall schlicht auch deswegen evolutionär erfolgreich sein, weil sie es erlauben, Probleme und Unklarheiten besser unsichtbar zu machen oder sie besser zu verdrängen. Man könnte auch von begrifflichen Ausweichmanövern sprechen. Die alten Begriffe werden dabei nicht zwangsläufig aufgegeben, sondern von den

neuen überformt, überlagert und erweitert. So sprechen wir auch heute noch von Repräsentation, bestimmen diesen Begriff aber eben von der Demokratie her. Anders als bei den beiden Figuren des Veraltens und des Traditionsabbruchs gelten verfremdende Rekombinationen, Überlagerungen und Umdeutungen hier also als ganz normales Schicksal von Begriffen.

Das bedeutet nicht, dass dieses Narrativ gänzlich affirmativ wäre – aber wo Kritik geübt wird, gilt sie eher den strukturellen Blockaden, die eine mutmaßlich notwendige semantische Flexibilität behindern. Das gilt Luhmann zufolge etwa für das ihm ganz unverständliche Festhalten an dem Begriff des „Volkes“, über den er schreibt: „Für heutige Verhältnisse sind Formeln dieser Art wohl immer noch zu streng, zu starr, zu hierarchisch oder zu sehr durch Normzumutungen bestimmt“ (Luhmann 2000: 366). Auch in der neueren Debatte über einen Formwandel der Demokratie wurde in diesem Sinne die These aufgestellt, dass eingeschliffene normative Erwartungen an Demokratie zwar systematisch Enttäuschungen produzieren, aber gerade dadurch, dass sie Enttäuschungen kollektiv erwartbar machen, eine „paradoxe Form der Sicherheit“ bzw. der Stabilität entstehe, die eine fällige echte Revision der eigenen Begriffe strukturell verhindere (Brodocz 2018: 66). Während also Rosanvallon die Suchbewegungen überwiegend als Emanzipationsgeschehen präsentiert, bei der es zwar immer wieder Rückschritte und Abgründe gibt, der Tendenz nach aber die politischen Erfahrungen immer reichhaltiger, verfeinerter und damit näher am Ideal einer Einheit von Wissen und Handeln gelegen erscheinen, wird die erfolgreiche Evolution der Begriffe bei Luhmann durchaus auch mal als Tragödie erzählt, bei der zeitweilig erfolgreiche „Versöhnungen“ darauf hinauslaufen, „dass sich die Menschen in die Bedingungen ihres mühseligen irdischen Daseins schicken“ müssen (White 2015: 23).

5. Weitere Figuren: Erbschleicher, Reisende, Verräter

Mit den drei Erzählungen des Veraltens, des Traditionsabbruchs und des Survival of the Fittest ist die Landschaft möglicher narrativer Figuren des Begriffswandels wahrscheinlich noch nicht vollständig kartiert; einige weitere drängen sich auf. Allerdings lassen sie sich, wie im Folgenden gezeigt wird, zumindest teilweise als spezielle Varianten oder Weiterführungen eines der drei bisher genannten Modelle einordnen.

Als eine spezifische Variante des Traditionsabbruchs ließen sich etwa solche Erzählungen deuten, die die inflationäre Ausdehnung von Begriffen auf immer neue, dem ursprünglichen Begriff äußerliche Erfahrungsgehalte ins Zentrum stellen.⁹ Gegenwärtig wird dieser „concept creep“ vor allem empirisch mit Blick auf eine politisch motivierte Ausweitung von Begriffen wie Gewalt oder Diskriminierung diskutiert, die dadurch ihre Kohärenz verlören (Friedersdorf 2016). In der Politischen Theorie ähneln dem beispielsweise die Debatten über eine mutmaßliche Überdehnung des Menschenrechtsbegriffs durch dessen rhetorische Inanspruchnahme für alle möglichen weichen Materien (wie z.B. Freizeitgestaltung oder den Schutz kultureller Folklore), was im besten Fall auf eine „Verharmlosung und Verkitschung der Menschenrechte“, im schlimmsten Falle aber auf deren politischen Missbrauch hinauslaufe (Lohmann 2013: 15). Hier handelt es sich gewissermaßen um Narrative der mehr oder weniger bewussten begrifflichen Erbschleicherei – wobei immer mitgedacht ist, dass dadurch auch die Überlieferung konfus zu werden drohe.

Ein anderer Fall sind Erzählungen, die die Migration von Begriffen und die damit einhergehenden Neukontextualisierungen und Metamorphosen betonen. Wo solche Vorgänge vor allem als Gefahr problematisiert werden, steht auch hier häufig eine Variante der Erzählung vom Traditionsabbruch dahinter, wie etwa bereits bei F.A. Hayek, der hervorhob, dass der Abriss der westlichen Überlieferung „coincided with a reversal of the direction in which ideas have traveled in space“ (Hayek 2007: 73). Wo eher eine Geschichte kreativer Rekombination erzählt wird, wird das Reisen von Begriffen hingegen meist einem evolutionären Narrativ subsumiert. Lange bevor die Rede von den „traveling concepts“ in der jüngeren Politischen Theorie aufkam,¹⁰ kann man das schon 1960 bei Ernst Fraenkel finden. Denn eines der „wesentlichen Merkmale“ der „Westlichen Demokratie“ sah bereits Fraenkel gerade darin, dass diese eine kreative „Symbiose“ darstelle,¹¹ in die unterschiedliche, aber „in einem ständigen Prozeß der Anziehung und Abstoßung“ sich gegenseitig prägende länder- und kultur-

9 Für den Hinweis darauf danke ich Cord Schmelzle.

10 Für eine entsprechende neuere Betrachtung am Beispiel der Menschenrechte vgl. etwa Ehrmann (2009).

11 Eine Symbiose, zu der, anders als in der Erzählung Hayeks, neben Frankreich (Gleichheit) und den angelsächsischen Ländern (Recht und Repräsentation) auch Deutschland beigetragen habe, nämlich mit der Idee der „sozialen Geborgenheit“, die man erfolgreich exportiert habe (Fraenkel 2007: 76).

spezifische Erfahrungen und Begriffe eingegangen seien (Fraenkel 2007: 77).

Drittens gibt es auch Autoren, die Begriffswandel stärker auf das geistige und publizistische Wirken einzelner Protagonisten der Ideengeschichte reduzieren. So erzählt Wilhelm Hennis die von ihm sehr kritisch bewertete neuzeitliche Herausbildung eines bloß instrumentellen Politikbegriffs fast ausschließlich als Geschichte intellektueller Irrlehren. In diesem Sinne spricht er etwa von einer „von Machiavelli und Bodin eingeleiteten Entwicklung“ (Hennis 1963: 73); und der lapidar beiseitegeschobenen „Sozialgeschichte“ zieht er das Weglassen einer inhaltlichen Zweckbestimmung des Staates im Untertitel von Hobbes „Leviathan“ als Erklärung für Fehlentwicklungen vor (Hennis 1963: 57f.). Man könnte dergleichen daher als Narrativ vom Verrat der Begriffe charakterisieren. Aber auch dies ist zugleich eine Erzählung eines „einzigartigen Traditionsabbruchs“ (Hennis 1963: 125) – die Tradition, die hier gemeint ist, ist jedoch überwiegend intellektuell-publizistisch bestimmt.

Im Unterschied dazu erzählen die in den vorangegangenen Abschnitten als Beispiele herangezogenen Autorinnen und Autoren uns den Aufstieg und Fall der großen Begriffe als eine Geschichte, in der Begriffe nicht nur reine Produkte des Denkens sind. Politische Begriffe stehen in diesen Erzählungen vielmehr immer in der sozialen und politischen Welt, in der sie historischen Sinn besitzen, in der die in ihnen aufbewahrten Erfahrungen überliefert und aktualisiert werden und immer neu erprobt werden müssen. Die drei Figuren des Veraltens, des Abreißens der Überlieferung und der Anpassung an strukturelle Instabilitäten lassen dabei in unterschiedlicher Weise jeweils bestimmte Ereignisse und Entwicklungen als Gründe für Begriffswandel anklingen – sei es die mutmaßliche Selbstabschaffung des liberalen Wirtschaftsmodells bei Adorno, das Scheitern der Revolution an der Herausforderung, ein bestimmtes Verständnis der Freiheit zu tradieren, bei Arendt, oder die Steigerung von Komplexität durch funktionale Verselbständigung bei Luhmann.

6. Narrative und die Arbeit an der Theorie

Die skizzierten Begriffsgeschichten unterstellen nicht nur unterschiedliche Ursachen für Begriffswandel. Sie besitzen auch jeweils eine bestimmte historische Neigung und verfolgen offenkundig abweichende theoretische Intuitionen. Sie legen dabei nicht nur unterschiedliche begriffsstrategische

Akzente, sondern auch jeweils mehr oder weniger große Spielräume möglicher normativer Schlussfolgerungen nahe. Die folgende Tabelle fasst das zusammen.

Abbildung 1: Drei Erzählungen über den Wandel der Begriffe

	<i>Veralten</i>	<i>Traditionsabbruch</i>	<i>Survival of the fittest</i>
<i>Ursache für Begriffswandel</i>	Verlust der historischen Bedingungen	Abriss der Überlieferung	Anpassungsdruck durch strukturelle Instabilität
<i>Historische Neigung</i>	Sprung vorwärts	Rückwärts gehen, um nach vorne zu springen	Auf gleicher Höhe bleiben
<i>Begriffsstrategie</i>	Bestehende Begriffe aufgeben und neue suchen	Bestehende Begriffsverständnisse aufgeben und alte bergen	Begriffliche Ausweichmanöver, Erweiterungen, Rekombinationen
<i>Ziel der Theorie</i>	Enttäuschung, Ideologiekritik	Rückgewinn von Sinnfülle	Begriffliche Flexibilität
<i>Normative Implikationen</i>	Radikale Kritik	Neubegründung des Überlieferungszusammenhangs	Kritik an Evolutionsblockaden

Diese Auflistung könnte nahelegen, diese unterschiedlichen Erzählungen in einem weiteren Schritt nun einer Art übergeordneter Ideologiekritik zu unterziehen. Misst man den illokutionären Aspekten einzelner Erzählungen hinreichend Gewicht zu, könnte man die drei Figuren in der Tat so ohne größere Mühe jeweils als rhetorische Strategien von im weitesten Sinne revolutionären, konservativen und liberal-reformerischen politischen Projekten erklären. Das wäre sicher auch nicht ganz falsch. Allerdings ist damit noch keine besonders weiterführende Einsicht verbunden. Zwar ist Politische Theorie, anders als es die klassische Philosophie einst zumindest sein wollte, kein zeit- und kontextloses Denken. Aber ebenso wenig ist sie *nur* ausgefeiltes Mittel zum Zweck im politischen Handgemenge. Am ehesten wird ihr meines Erachtens die Charakterisierung als vermittelnde „Ordnung der politischen Erfahrungen“ gerecht (Göhler 2007: 87). Grundbegriffe organisieren, bündeln und bewahren solche Erfahrungen. Narrative *über* Begriffe und ihren Wandel stellen dann ihrerseits eine spezifische Form übergeordneter Ordnungsstiftung dar. Die Wahl und Ausgestaltung einer bestimmten Erzählung über den Aufstieg und Fall der Begriffe kann daher *auch* als originäres Moment von erfahrungsbezogener Theoriebildung verstanden werden, das unabhängig von etwaigen politischen

Präferenzen einzelner Autorinnen und Autoren eigenständiges Interesse verdient.

Das überschneidet sich mit der Frage, „welchen Beitrag die politische Ideengeschichte zur kritischen Gegenwartsdiagnose leisten kann“ (Sigwart 2016: 1109), fällt aber nicht mit dieser zusammen. Denn während diese grundsätzliche Frage vor allem darauf abzielt, dass die Geschichtlichkeit gegenwärtiger Begriffe und „Deutungsroutrinen“ überhaupt wieder sichtbar werden soll (Sigwart 2016: 1121), stellt sich nun die speziellere Frage, *wie* genau wir diese Geschichten dann eigentlich erzählen. Was die bisher angestellte Untersuchung unterschiedlicher Narrative in diesem Sinne zur Politischen Theorie beitragen kann, möchte ich abschließend anhand eines aktuellen Beispiels diskutieren, nämlich der breit geführten Debatte über den Begriff der Repräsentation im 21. Jahrhundert.

Eine sehr anschaulich und konsequent ausgeführte Variation der Figur des Veraltens finden wir in diesem Kontext etwa in der Theorie der „simulativen Demokratie“ von Ingolfur Blühdorn (2013). Begriffen wie Repräsentation und Partizipation sei demnach im Zuge der fortgeschrittenen gesellschaftlichen Modernisierung ihre soziologische Grundlage abhandengekommen, nämlich das autonome und mit sich selbst identische Subjekt mit „klar definierbaren, in sich konsistenten und relativ stabilen Bedürfnissen, Werten und Interessen, die sinnvoll politisch artikuliert, organisiert und repräsentiert werden können“ (Blühdorn 2013: 134). Doch verschwinde mit dem autonomen Subjekt der Begriff der Repräsentation nicht einfach. Vielmehr lebe dieser in einem nun jedoch radikal veränderten Verweisungszusammenhang weiter. Damit drehe sich unter der Hand die faktische Funktion von Repräsentation aber geradezu geisterhaft um: In der simulativen Demokratie bestehe diese Funktion darin, jenes verlorene Subjekt, von dem sie einst abhängig war, nun selbst als nützliche Fiktion überhaupt erst zu erzeugen – „diskursiv wiederherzustellen und erlebbar zu machen, was sich [...] verflüchtigt hat“ (Blühdorn 2013: 215). Auch hier führen die Begriffe also ein Zombie-Dasein – wobei es sich nicht um unangenehm auffallende, sondern um sozial erwünschte, funktionale Zombies handelt. Die zweite Figur vom Abriss des Traditionszusammenhangs bietet uns hingegen Jacques de Saint Victor in seinem Essay über „Die Antipolitischen“ zumindest als drohendes Szenario an. Seiner Schilderung zufolge befeuert vor allem die Digitalisierung eine verheerende Regression auf einen präsentistischen Demokratiebegriff, der von den „im 18. und 19. Jahrhundert geschaffenen Vermittlungsinstanzen“ nichts mehr wissen wolle (Saint Victor 2015: 15). Dies laufe, so die Warnung, darauf hinaus, die seit zwei Jahr-

hundertens überlieferte Tradition repräsentativer Demokratie „gemäß ihrer theoretischen Konzeption ab 1789“ wieder „innerhalb weniger Mausklicks“ auszulöschen (Saint Victor 2015: 10/92). Auf diese Tradition sollten wir uns, so die Botschaft, zurückbesinnen. Das dritte Narrativ finden wir, wie schon weiter oben kurz angedeutet, etwa bei Pierre Rosanvallon. Krise der repräsentativen Demokratie, das bedeutet für ihn – neben anderen Dingen – auch, dass wir zu lange an einem verengten, wenig leistungsfähigen Verständnis von Demokratie festgehalten haben. So habe insbesondere eine aus dem Zeitalter der frühen demokratischen Kämpfe herrührende Fixierung auf die Wahlen als dem vermeintlich „demokratische[n] Werkzeug par excellence“ den kreativen Blick auf andere, reichhaltigere Facetten von Repräsentation verstellt, wie sie etwa Initiativen böten, „denen es darum geht, ‚Gesellschaft zu erzählen‘“ (Rosanvallon 2017). Gemeint sind unter anderem literarische, journalistische und biographische Begriffe von Repräsentation als Darstellung des Lebens und des Alltags. Ihnen attestiert Rosanvallon ein demokratisches Potenzial, nämlich die Erfahrungsfacetten der gemeinsamen Welt umfassend zum Ausdruck zu bringen und damit die kognitive Grundlage politischer Prozesse reichhaltiger, vielfältiger und gleichberechtigter zu gestalten (vgl. Rosanvallon 2015). Dieses Potenzial gelte es heute neu zu erproben.

Alle drei genannten Autoren – denen noch weitere hinzugefügt werden könnten – haben jeweils Gründe, die Geschichte genauso zu erzählen, wie sie es tun. Aber diese Vorlieben sind, und darauf kommt es mir an, durchaus nicht schon vom sachlichen Gehalt der jeweiligen Theorie determiniert. So wäre es im Prinzip durchaus denkbar, um nur diese zwei zu nennen, dass die Theorie simulativer Demokratie sich begrifflich stärker auf die verflüchtigte Tradition zurückbezieht. Das wäre sachlich mit der sonstigen Analyse einer postdemokratischen Wende durchaus vereinbar, würde aber der Erzählung einen anderen Ton verleihen und eine andere, weniger ironisierende und weniger totalisierende *Art* von Geschichte erzählen. Ebenso könnte Saint Victor ohne Weiteres zum Schluss kommen, die Digitalisierung der Gesellschaft führe, auf die eine oder andere Weise, unvermeidlich zu einem Wandel des Repräsentationsbegriffs. Am argumentativen Kern seiner Kritik an einer präsentistischen Antipolitik würde das nicht notwendigerweise etwas ändern.¹² Wenn die „Hirngespinnste“ der „von

12 Dass Digitalisierung überdies nicht notwendigerweise als Geschichte der „Desintermediation“ erzählt werden muss, zeigt der Beitrag von Sebastian Berg in diesem Band.

Internet-Unternehmern beherrschte[n] Webdemokratie“ (Saint Victor 2015: 91) der Prüfung tatsächlich nicht standhalten, so wären als Alternative im Sinne Rosanvillons dann vielleicht eben weitere Facetten von Repräsentation kreativ zu erproben. Wiederum würde das der Erzählung aber einen anderen, offeneren Charakter verleihen. Der Ton und Charakter der Erzählung offenbart so einen spezifischen *Denk- oder Theoriestil*.

Die interessante Frage, die abschließend aufgeworfen werden soll, lautet meines Erachtens daher nicht, welcher Stil der richtige wäre, sondern, ob und wie wir die verschiedenen Stile zu einem produktiven Zusammenspiel bringen können. Mindestens drei verschiedene Wege bieten sich hier an.

Eine erste, naheliegende Form des Zusammenspiels könnte man das narrative Kontrollexperiment nennen; Theoretikerinnen und der Theoretiker würden dabei ihre Geschichte probenhalber auch noch einmal bewusst anders erzählen, als sie es intuitiv bevorzugen. Damit ließen sich mögliche Alternativen zur eingenommenen Perspektive deutlich machen und eigene Erwartungen über den Wandel von Begriffen kritisch reflektieren. Die verschiedenen Figuren könnten sich im besten Falle dann wechselseitig über ihre jeweiligen blinden Flecken aufklären.

Eine zweite Weise des Zusammenspiels, die de facto ebenfalls in manchen Theorien bereits praktiziert wird, wäre die Verbindung nach dem Vorbild der Arbeitsteilung. Dabei wird beispielsweise in einem ersten Schritt die Perspektive der Bergung verlorener Traditionsbestände eingenommen, um im zweiten Schritt dann aber zur Perspektive kreativer evolutionärer Erneuerung zu wechseln. Ein solches zweistufiges Verfahren liegt etwa Axel Honneths „normativer Rekonstruktion“ des Begriffs des Sozialismus zugrunde: Wird zunächst auf einen weithin vergessenen, „ursprüngliche[n]“ Gehalt dieses Begriffs, nämlich die „soziale Freiheit“, zurückgegangen (Honneth 2015: 23), so werden im zweiten Schritt experimentelle Revisionen betrieben, in deren Ergebnis der Begriff schließlich eine Gestalt annimmt, in der erklärtermaßen „die Mehrzahl seiner vormaligen Anhänger sicherlich kaum mehr werden wiedererkennen können, was sie einmal als dessen eigentliches Anliegen und theoretischen Impuls wahrgenommen haben“ (Honneth 2015: 163). Allerdings sind die naheliegenden Möglichkeiten arbeitsteiliger Kombination begrenzt – die Erzählung des Veraltens, so steht zu vermuten, dürfte sich gegen ein solches Vorgehen stärker sperren.¹³

13 Die These eines „Veraltens“ der Idee des Sozialismus wurde Honneths Erzählung denn auch prompt entgegengehalten (etwa Claussen 2015).

Eine dritte Variante könnte daher in komplexeren Narrativen mit multiplen, parallelen, sich aber hier und da kreuzenden Plots liegen. Warum sollten wir nicht versuchen, die Geschichte beispielsweise des Repräsentationsbegriffs *zugleich* als Geschichte seines soziologischen Veraltens, seiner Bedrohung durch technopopulistische Pathologien *und* seiner evolutionären Weiterentwicklung erzählen? Hier wären die verschiedenen Erzählweisen nicht in erster Linie sequenziell an einzelne Schritte der Theoriearbeit gebunden. Vielmehr würden sie ein Spannungsfeld eröffnen, in dem jede narrative Figur für sich die Vermutung beanspruchen könnte, eine bestimmte Erfahrung der Welt zu treffen, und in dem zugleich Platz für andere Fragen und Sichtweisen wie auch für Begegnungen und Überlagerungen bliebe. Als spezifischer Stil des Politischen Denkens und Theoretisierens würde das ungefähr dem entsprechen, was einst Maurice Merleau-Ponty vorschwebte, als er in Abgrenzung zum marxistischen Geschichtsverständnis schrieb, dass die „Welt ein System mit mehreren Eingängen“ ist, innerhalb dessen die verschiedenen Geschichten sich gleichwohl jenen minimalen Respekt zollen, einander zuzugestehen, „aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der alle Geschichte kommt“ (Merleau-Ponty 2008: 28f.). Unterschiedliche Handlungsstränge, die sich an entscheidenden Punkten kreuzen und überraschend verbinden: Das könnte man dann vielleicht den Tarantino-Stil der Begriffsgeschichte nennen.¹⁴ Mir scheint, dass er der Unübersichtlichkeit des 21. Jahrhundert durchaus angemessen sein könnte.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 2003: *Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Arendt, Hannah 1991: *On Revolution*. New York usw.: Penguin.
- Arendt, Hannah 2011: *Über die Revolution*. München: Piper.
- Benhabib, Seyla 2006: *Hannah Arendt: Die melancholische Denkerin der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berg, Charles Ramírez 2006: A Taxonomy of Alternative Plots in Recent Films: Classifying the „Tarantino Effect“. In: *Film Criticism* 31(1-2), S. 5–61.
- Blühdorn, Ingolfur 2013: *Simulative Demokratie: Neue Politik nach der postdemokratischen Wende*. Berlin: Suhrkamp.
- Brodocz, André 2018: »Enttäuscht Euch!« Wie Krisen-Narrative einen normativen Formwandel der Demokratie blockieren. In: Thaa, Winfried/Volk, Christian (Hg.), *Formwandel der Demokratie*. Baden-Baden: Nomos, S. 57–80.

14 Mit Blick auf nichtlineare Erzählweisen im Film spricht Charles Ramírez Berg (2006) vom „Tarantino-Effect“.

- Claussen, Detlev 2015: Axel Honneths Buch über Sozialismus: Freiheit, die ich meine. In: *Die Tageszeitung: taz*, 7. 11. 2015 [<https://taz.de/!5246079>] <6.10.2021>.
- Derrida, Jacques 2004: *Marx' Gespenster*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dormal, Michel 2019: Writing the History of Democracy as a History of Tensions, Antinomies and Indeterminacies: Pierre Rosanvallon's Method of Conceptual History. In: Flügel-Martinsen, Oliver/Martinsen, Franziska/Sawyer, Stephen W./Schulz, Daniel (Hg.), *Pierre Rosanvallon's Political Thought*. Bielefeld: transcript, S. 75–98.
- Eberl, Oliver/Marciniak, Angela 2011: Ideengeschichte in der Vielfalt der Disziplinen. Anmerkungen aus politikwissenschaftlicher Sicht. In: *Neue Politische Literatur* 56(3), S. 367–388,.
- Egner, David 2013: Begriffsgeschichte und Begriffssoziologie: Zur Methodik und Historik Carl Schmitts und Reinhart Kosellecks. In: Busen, Andreas/Weiß, Alexander (Hg.), *Ansätze und Methoden zur Erforschung politischen Denkens*. Baden-Baden: Nomos, S. 81–102.
- Ehrmann, Jeanette 2009: Traveling, Translating and Transplanting Human Rights: Zur Kritik der Menschenrechte aus postkolonial-feministischer Perspektive. In: *Femina Politica: Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 18(2), S. 19–20.
- Fraenkel, Ernst 2007: *Gesammelte Schriften Band 5: Demokratie und Pluralismus*. Baden-Baden: Nomos.
- Friedersdorf, Conor 2016: Why Americans Are So Sensitive to Harm. In: *The Atlantic*, 19.4.2016 [<https://www.theatlantic.com/politics/archive/2016/04/concept-creep/477939/>] <1.10.2021>.
- Göhler, Gerhard 2007. Theorie als Erfahrung. In: Buchstein, Hubertus/Göhler, Gerhard (Hg.), *Politische Theorie und Politikwissenschaft*. Wiesbaden: VS, S. 80–104.
- Hayek, Friedrich A. 2007: *The Road to Serfdom*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hennis, Wilhelm 1963: *Politik und praktische Philosophie: Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft*. Neuwied: Luchterhand.
- Honneth, Axel 2015: *Die Idee des Sozialismus: Versuch einer Aktualisierung*. Berlin: Suhrkamp.
- Horkheimer, Max 1939: Die Juden und Europa. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* 8(1-2), S. 115–137.
- Huhnholz, Sebastian 2015: Bielefeld, Paris & Cambridge? Wissenschaftsgeschichtliche Ursprünge und theoriepolitische Konvergenzen der diskurshistoriographischen Methodologien Kosellecks, Foucaults und Skinners. In: Gasteiger, Ludwig/Grimm, Marc/Umrath, Barbara (Hg.), *Theorie und Kritik: Dialoge zwischen unterschiedlichen Denkstilen und Disziplinen*. Bielefeld: transcript, S. 157–182.
- Kennedy, Ellen 1987: Carl Schmitt and the Frankfurt School. In: *Telos*, 20.3.1987 [<http://journal.telospress.com/content/1987/71/37>] <15.6.2022>.
- Linden, Markus 2011: Die Rolle des Parlaments in Krisendiagnosen des 20. und 21. Jahrhunderts. In: Linden, Markus/Thaa, Winfried (Hg.), *Krise und Reform politischer Repräsentation*. Baden-Baden: Nomos, S. 148–171.
- Lohmann, Georg 2013: Werden die Menschenrechte überschätzt? Über Missbrauch, problematische Ausweitungen und Grenzen der Menschenrechte. In: *Zeitschrift für Menschenrechte* 7(2), S. 9–23.

- Luhmann, Niklas 2000: *Die Politik der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MacIntyre, Alasdair 2007: *After Virtue*. London: Bloomsbury.
- Marx, Karl 1960: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte [1852]. In: Marx, Karl/ Engels, Friedrich, *Werke, Band 8*. Berlin: Dietz, S. 111–207.
- Mehring, Reinhard 2006: Begriffssoziologie, Begriffsgeschichte, Begriffspolitik: Zur Form der Ideengeschichtsschreibung nach Carl Schmitt und Reinhart Koselleck. In: Bluhm, Harald/Gebhardt, Jürgen (Hg.), *Politische Ideengeschichte im 20. Jahrhundert: Konzepte und Kritik*. Baden-Baden: Nomos, S. 31–50.
- Merleau-Ponty, Maurice 2008: *Die Abenteuer der Dialektik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Palonen, Kari 2002: The History of Concepts as a Style of Political Theorizing: Quentin Skinner's and Reinhart Koselleck's Subversion of Normative Political Theory. In: *European Journal of Political Theory* 1, S. 91–106.
- Rosanvallon, Pierre 1998: *Le peuple introuvable: Histoire de la représentation démocratique en France*. Paris: Gallimard.
- Rosanvallon, Pierre 2003: *Pour une histoire conceptuelle du politique: Leçon inaugurale au Collège de France faite le jeudi 28 mars 2002*. Paris: Seuil.
- Rosanvallon, Pierre 2011: Für eine Begriffs- und Problemgeschichte des Politischen. In: *Mittelweg* 36(20), S. 43–66.
- Rosanvallon, Pierre 2013: *Die Gesellschaft der Gleichen*. Hamburg: Hamburg edition.
- Rosanvallon, Pierre 2015: *Das Parlament der Unsichtbaren*. Wien: import/export.
- Rosanvallon, Pierre 2017: Wider alle Vereinfachung: Zur Demokratie im 21. Jahrhundert. In: *Soziopolis*, 18.01.2017 [<https://www.sozio.polis.de/beobachten/politik/artikel/wider-alle-vereinfachung>] <4.6.2020>.
- Saint Victor, Jacques 2015: *Die Antipolitischen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Schmitt, Carl 1969: *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Sigwart, Hans-Jörg 2016: Wider die Gespenster der Vergangenheit: Politische Ideengeschichte und Kritik der Gegenwart. In: Quante, Michael (Hg.), *Geschichte – Gesellschaft – Geltung*. Hamburg: Felix Meiner, S. 1109–1123.
- Söllner, Alfons 1987: Beyond Carl Schmitt: Political Theory in the Frankfurt School. In: *Telos*, 20.3.1987, [<http://journal.telospress.com/content/1987/71/81>] <15.06.2022>.
- Sternberger, Dolf 1976: Die versunkene Stadt: Über Hannah Arendts Idee der Politik. In: *MERKUR* 30(341), S. 935–945.
- Thaa, Winfried/Probst, Lothar (Hg.) 2003: *Die Entdeckung der Freiheit: Amerika im Denken Hannah Arendts*. Berlin: Philo.
- Trimçev, Rieke 2018: Produktive Erkenntnisfehler: Anachronismen in der politischen Ideengeschichte. In: Raulet, Gérard/Llanque, Marcus (Hg.), *Geschichte der politischen Ideengeschichte*. Baden-Baden: Nomos, S. 69–92.
- Weber, Max 2011: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. München: C.H. Beck.
- White, Hayden 2015: *Metahistory: Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt am Main: Fischer.